

EINE HANDVOLL WÜRFEL ZUCKER

Roman

Nach einer
wahren
Geschichte



ANETT KLOSE



ANETT KLOSE
Eine Handvoll Würfelzucker

INHALT

Erinnerungen

Es war doch erst der Anfang ...

Das rote Backsteinhaus

Vermächtnisse

Die glücklichen Momente

Der Zauber der Genügsamkeit

Ein Antrag fürs Rehlein

Sie ahnten nicht

Hoffen, bangen, warten ...

Herschey's Tropical Bar & Soljanka

Tausend Fragen

Sehnsucht

Borschtsch & Renftel vom Blechkuchen

Euer ist mein Herz

Ich begrabe das Sehnen

Es gibt keine Antworten

Spekulationen

Herzel, bleibe nur stark

Ein reines Frauenherz

Insel der Barmherzigkeit

Die absolute Nichtigkeit aller äusseren Dinge

Die Sehnsucht brennt im Herzen

Verheissung

Ein kleines Stück Glückseligkeit

Alles auf Anfang?

Der grosse Sprung

Zwei mal zwei ist vier

[Nimm dein Herz in deine Hände](#)

[Die Mauer](#)

[Bescheiden, genügsam und zufrieden](#)

[Schicksalhafte Begegnung](#)

[Nachwort](#)

[Danksagung](#)

[Interview](#)

[Allgemeine Hinweise](#)

[Von der Autorin ist ausserdem erschienen:](#)

EINE
HANDVOLL
WÜRFEL
ZUCKER

Roman

ANETT KLOSE

Impressum

© 2021 Anett Klose

Anett Klose, Am Königsberg 10, 82211 Herrsching

Korrektorat: Romanufaktur Sabine M. Steck

Covergestaltung und Buchsatz:

rauschgold coverdesign: Catrin Sommer - rausch-gold.com

Bilder: Anett Klose (Privatbesitz)

Shutterstock.de: Only background, Tashsat, Yavuz ILDIZ

ISBN: Paperback 978 375 435 6487

ISBN: Hardcover 978 375 435 6586

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung

ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin ist unzulässig. Dies gilt insbesondere

für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und

öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Heiner

»Denn es war doch erst der Anfang und sollte doch ein ganzes Leben ausfüllen, ohne zu versiegen an Liebe und Treue.« Elsa K.

Personenverzeichnis der Hauptcharaktere

Sascha Tochter von Lisa

Bente Tochter von Lisa

Jan Amelies Sohn

Amelie Roberts Frau, Mutter von Jan

Robert Amelies Mann,
Sohn von Martina & Heiner

Lisa Tochter von Martina & Heiner,
Mutter von Sascha & Bente

Martina Heiners Frau, Mutter von Lisa & Robert

Heiner Martinas Mann, Sohn von Paul & Elsa,
Vater von Lisa & Robert

Paul Elsas Mann, Vater von Heiner & Hilde

Elsa Pauls Frau, Mutter von Heiner & Hilde

Hilde Tochter von Paul & Elsa,
Schwester von Heiner

Heinrich Almas Mann, Vater von Elsa

Alma Heinrichs Frau, Mutter von Elsa

Arthur, Willi, Helmut Brüder von Elsa,
Kinder von Heinrich & Alma

Karl Agnes' Mann, Vater von Paul

Agnes Karls Frau, Mutter von Paul

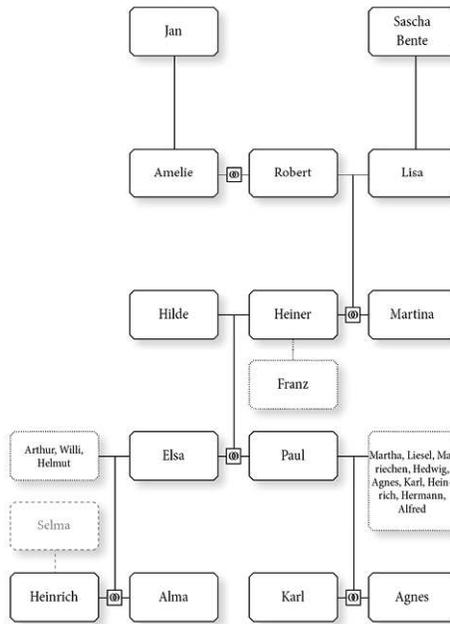
Martha, Liesel, Mariechen, Hedwig, Agnes, Karl,

Heinrich, Hermann, Alfred Geschwister von Paul

Selma Schwägerin von Heinrich

Franz, »Lord« lebenslang der beste Freund von Heiner

Stammbaum



ERINNERUNGEN

**Plauen, 3. April 2019, Das rote Backsteinhaus -
Heiner**

Die verblichenen, leicht gelblichen Umschläge fühlten sich spröde an, als seine kräftigen Hände zögernd danach griffen. Heiner strich mit den Fingerkuppen behutsam über das beige Papier und zog einen Bogen heraus. Staunend entfaltete er einen Brief und als er die Handschrift darauf erkannte, hüpfte sein Herz für einen kurzen Augenblick. Dann musste er lächeln. *Mein Herz hüpf?* *Welch ungewöhnliche Ausdrucksweise*, dachte er. Aber genau das war es, was sein Herz tat. Er konnte es mehr als deutlich spüren. Es hüpfte beim Anblick der ihm bekannten Handschrift.

Er hatte sie seit sechzig Jahren nicht gesehen und doch war sie in seinem Kopf, hatte sich dort eingebrannt, war ihm auch nach all den Jahren immer noch vertraut. Die Zeilen tanzten vor seinen Augen wie der Staub in den Sonnenstrahlen, die durch die schmutzige Fensterluke des oberen Dachbodens drangen, als er realisierte, dass dies Aufzeichnungen seiner Mutter Elsa waren.

Er traute seinen Augen kaum. Las die Worte immer und immer wieder, blätterte die Seiten um und zog voller Erwartung auch schon den nächsten Bogen aus einem Umschlag. Wie viele Jahre hatte er sich gewünscht, etwas

Ähnliches von seinen Eltern zu besitzen. *War es nun noch von Bedeutung*, fragte er sich resigniert und rieb sich die aufkommende Müdigkeit aus den Augenwinkeln.

Dann hob Heiner den Blick, spürte ein dumpfes Pochen und mit einem Mal merkte er, wie seine Knie schmerzten. Zu lange schon hockte er vor dieser alten Truhe.

Unmerklich war die Kälte in seine Glieder gekrochen und auch sein Rücken wurde langsam steif.

Vielleicht lagerte seine Schwester ja noch Kohlen in der Wohnung und er könnte wenigstens in einem Raum für etwas Wärme sorgen, bevor er sich weiter an das Aussortieren ihrer Dinge machte. Heizen mit Kohlen. Wie absurd. *Ich komme mir vor wie vor 50 Jahren*, murmelte er und nahm einen langen tiefen Atemzug.

Etwas zögerlich erst, doch dann mit einem festen Ruck zog er zwei weitere Umschläge und ein Heftchen mit Aufzeichnungen unter dem halbherzig angenagelten Holzbrett am Boden der Truhe hervor, schob sie in seine Jackentasche und drückte sich aus der unbequemen Haltung nach oben. Ein kleines Schnaufen entfuhr ihm ungewollt und wieder atmete er hörbar ein und aus. *Ich werde halt doch alt*, dachte er mit Verdruss. Sich elegant und beweglich zu geben, fiel ihm tatsächlich immer schwerer. Heiner ließ seinen Blick nochmals umherschweifen.

Was er sah, machte ihn traurig. Es war ihm vertraut und doch auch fremd. Zu lange hatte er keinen Fuß mehr in dieses große Mietshaus gesetzt. Über ein Jahrhundert war

das rote Backsteinhaus, hier im Herzen des Vogtlandes, nun im Besitz seiner Familie, war der ganze Stolz seines Großvaters Heinrich und auch seiner Mutter Elsa gewesen.

Und obwohl es für Jahrzehnte auch sein Heim gewesen war, hatte er nun keine Verbindung mehr dazu. Zu lange war er schon fort von hier, hatte die Schwester und damit auch das Elternhaus nur selten besucht.

Jetzt war das rote Backsteinhaus für ihn nur noch ein verlassenes, heruntergekommenes Mehrparteienhaus, das seine Schwester in den dreißig Jahren nach der Wende weder instandgehalten noch renoviert hatte. Der Familienbesitz sollte in den Händen der Familie bleiben, hatte sie immer gejammert, doch nie etwas getan, um ihn zu erhalten.

Was hätte er tun können? Unzählige Male hatten er und sein Sohn versucht, ihr klarzumachen, dass man das hübsche Backsteinhaus mit den hohen Giebeln erhalten müsse und dieses Haus aus dem Jahre 1909 einer Generalüberholung bedürfe. Aber sie hatte sich nie auch nur für einige Monate von ihrem Heim trennen wollen. Und so war dieses Haus im einundzwanzigsten Jahrhundert noch immer im gleichen Zustand wie 1978, dem Jahr, in dem Heiner mit seiner Familie ausgezogen war.

Das Haus besaß Charme und war mit Verstand und Geschmack errichtet worden. Die Außenansicht bestach mit einer Fassade aus roten Klinkerbacksteinen und hellgrauem Putz, der jedoch schon seit Langem an manchen Stellen abbröckelte. Die Holzfenster waren noch

aus den fünfziger Jahren, ein Erkeranbau im vierten Stock verlieh dem Haus Struktur, die Treppen im Flur waren aus wertbeständigen Theumaer Schieferplatten gefertigt und die Travertinsteinbeläge zwischen den Etagen sahen aus wie kürzlich verlegt. Vor den Fenstern im Inneren gab es breite Eichenholzsimse.

Aber es gab auch Trockenklos auf halber Treppe, keine Bäder, eine stinkende Grube im Hinterhof und Kohleöfen in den Wohnräumen. Manche Öfen waren heute antike Stücke, Reliquien aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Noch immer glänzten die kunstvoll gefertigten Kacheln im Licht und gaben den Räumen eine gewisse Eleganz. Im Keller jedoch roch es modrig und die Brandschutztür war so schwer, dass man sie allein kaum bewegen konnte.

Der Dachboden, auf dem sich Heiner gerade umsah, war nicht ausgebaut. Große Balken zogen sich hinauf in den Giebel und noch immer hing hier Wäsche seiner Schwester Hilde, die sie zum Trocknen aufgehängt hatte. Unter diesem Dach hatte er als Kind unzählige Stunden verbracht. Der Spitzboden war vor allem in den Wintermonaten seiner Kindheit sein Spielplatz gewesen.

Nur wenige ovale Dachfenster aus Aluminium ließen das Licht an einigen Stellen gebündelt auf den verstaubten Boden fallen. An anderen Stellen war es dunkel und geheimnisvoll. Dort in diesen Ecken waren die Dinge verstaubt, die keiner mehr brauchte, die aber niemand wegwerfen wollte. Jahrzehntelang hatte hier jeder Mieter

alte Lampen, Stühle, Eimer oder Geschirr abgestellt. Nun fristete all das seit Langem ein einsames Dasein, niemand interessierte sich mehr dafür.

Die große Wäschekiste war sorgsam zusammengezimmert worden, maß sicher eineinhalb Meter in Höhe und Breite und stand direkt neben einem Schornstein. Dort hatte jemand gedankenlos eine Holzsprossenleiter angelehnt. Wahrscheinlich der Schornsteinfeger, als er das letzte Mal hier oben gekehrt hatte. Als kleiner Junge war er stundenlang immer und immer wieder gemeinsam mit seinem Freund Franz von der oberen Sprosse der Leiter in die Wolkenburg aus Winterdecken und Kissen gesprungen.

Die roten und blauen Überzüge aus festem Stoff bauschten sich über ihrem Inhalt aus Federn auf, wenn sie sich hineinfallen ließen und zwischen den Decken und Kissen versanken. Immer wieder piekten kleine Federkiele hervor und verfangen sich in seinen Haaren und den groben Strümpfen. Die Federn waren für seine Mutter ein untrügliches Zeichen dafür gewesen, wo er den Nachmittag verbracht hatte. Er konnte sich noch so penibel absuchen, sie fand immer welche. Aber trotz ihres Ärgers darüber strich sie ihm sanft über den Kopf und murmelte etwas wie:
»Passt bloß gut auf, wenn ihr da oben spielt, holt euch nicht den Tod. Es zieht und ist kalt dort.«

In einer anderen Ecke, gleich links neben der steilen Treppe, hatte man einen Verschlag eingebaut, schöne, auf Maß geschnittene Bretter trennten diesen Teil des Dachbodens vom Rest ab. Es gab eine Holztür und ein

daran angebrachtes Vorhängeschloss. Dort durfte er als Junge nicht hinein. Hier bewahrte Tante Selma Andenken an ihren verstorbenen Verlobten auf und die Mutter hatte in einem kleinen Schränkchen und einer Truhe fein säuberlich Wäsche von den Großeltern aufgeschichtet. *Vorkriegswäsche* hatte sie dieses teils kratzige Leinen genannt. Er konnte sich nicht erinnern, dass sie es je benutzt hätte.

Er selbst wäre nie auf den Gedanken gekommen, diese Schätze anzufassen. Seine Schwester Hilde war ihr ganzes Leben lang peinlich darauf bedacht gewesen, die Hinterlassenschaften der Mutter als die ihren zu bewahren. Irgendwie hatte sie ihm zu verstehen gegeben, dass dies die Andenken waren, die man der Tochter hinterließ und nicht dem Sohn. Und so hatte er nie ein Stück davon beansprucht.

Er wiederum hatte die Bücher, die Uhr und einen bunten gläsernen Briefbeschwerer des Vaters erhalten und auch nie einen Hehl daraus gemacht, dass der Schwester von diesen Schätzen nichts zustünde.

Warum gibt es diese Trennung, dachte er. *Es ist wirklich ein Jammer, dass wir uns nie ausgesprochen haben, uns nicht verstehen. Wir waren schon von Kindesbeinen an so verschieden.* Und nun musste er alles ausräumen und für das Haus einen Käufer finden.



Heiner schloss kurz seine graublauen Augen, die an einem

gewöhnlichen Tag neugierig und wissend die Welt bestaunt hätten, dann lenkte er seine noch immer kraftvollen und ausholenden Schritte in Richtung Ausgang. Mit seinen durch Rheuma gezeichneten Händen verschloss er die Kammer und ließ den kleinen Schlüssel in seine Jackentasche gleiten, in der er auch die Papiere fühlte, die auf eine ruhige Lesestunde warteten.

Verstaubte Holzdielen knirschten unter seinen Schritten, während er in Gedanken versunken zurück zur steilen, aber massiven Holzstiege ging. Eine kleine Wolke aus Staub fuhr in die Höhe und tanzte in den Sonnenstrahlen am Boden. Von unten aus dem Haus drangen Stimmen zu ihm herauf.

Leben im alten Kasten, dachte er und war nun doch froh, dass Sascha mitgekommen war. Seine Enkeltochter hatte extra die lange Reise von Kopenhagen hierher gemacht, um ihm zu helfen, die Sachen seiner Schwester Hilde zu sortieren und alles zu regeln.

Die Stimmen wurden lauter und schon stürmte seine Labradorhündin wild und ungestüm die alte Holzstiege herauf. Oben angekommen hechelte sie angestrengt und die rosa Zunge hing ihr weit aus dem Maul. Ihre braunen Knopfaugen strahlten ihn an und der Schwanz wedelte zur Begrüßung wie verrückt. *So ein Energiebündel, dieser Hund*, dachte Heiner erfreut. Etwas abgehetzt erschien nun auch seine Enkeltochter an der Schwelle zur Bodentreppe.

»Was tust du nur so lange hier oben? Ich habe versucht, in einem der alten Kachelöfen ein Feuer anzufachen, aber es

ist mir nicht gelungen. Vielleicht ist die Kohle feucht, vielleicht das Spaltholz, ich weiß es nicht. Aber ich friere, wir müssen eine Lösung finden, Opa. Komm bitte runter und hilf mir. Wir wollten doch die wichtigsten Unterlagen zusammensuchen und in der Kälte ist das einfach nicht möglich.«

Wie immer war sie dezent gekleidet, trug schwarze Jeans und der Aufgabe des Tages entsprechend bequeme schwarze Schuhe und einen Kapuzenpulli, der ihren jugendlichen Körper leicht umspielte. Ihr braunes, lockiges Haar schimmerte seidig und war in einen lockeren Knoten aufgezwickelt. Ihr ebenmäßiges Gesicht mit den hohen Wangenknochen und der geraden Nase hatte die makellose Haut eines frischen Pfirsichs. Die strahlend blauen Augen, die mal abschätzend, mal belustigt dreinschauten, wurden von einem dichten Kranz aus langen dunklen Wimpern eingerahmt.

Sie ist immer so engagiert, egal was sie tut, dachte Heiner in diesem Moment und eine warme Herzlichkeit durchströmte ihn. Er war überglücklich über den Werdegang seiner Enkeltöchter, die beide ihren Weg gemacht hatten. Mit Freude hatte er mit angesehen, wie sie sich von engagierten und wissbegierigen Teenagern zu aufgeschlossenen, toleranten jungen Frauen entwickelt hatten. Ihr liebes, zugewandtes Wesen berührte ihn und ihre tiefe Verbundenheit mit dem Vogtland ließ sie zu seinem Glück oft nach Plauen und damit zu ihm zurückkommen.

»Wenn ich noch länger vor mich hindöse, werden wir heute wahrhaftig nichts mehr fertigbekommen«, entgegnete Heiner lakonisch und folgte seiner Enkelin, die raschen Schrittes die Haustreppe wieder nach unten gelaufen war. Der Hund folgte ihr schwanzwedelnd und ließ ihn allein zurück. Während er den alten Schlüssel über der Tür zum Dachboden auf einen Vorsprung legte, dachte er an die letzten Monate.

Um Weihnachten herum war ihm bei einem der wenigen Besuche aufgefallen, dass seine Schwester schlecht aussah. Sie hatte an Gewicht verloren, antwortete ausweichend auf seine Fragen nach ihrem Wohlbefinden, verwechselte Personen, wirkte abwesend auf ihn. Er bestand auf einem Besuch bei ihrem Hausarzt, der ihn darüber in Kenntnis setzte, dass sich Hilde in einem frühen, aber sich rapide verschlechternden Stadium von Demenz befinde. Wenn sie die verordneten Medikamente einnehme, sähe er gute Chancen, dass sich der Verlauf milder zeigen würde, man müsse aber umgehend Vorkehrungen zu Vorsorge treffen und Betreuung organisieren. Im Beisein des Arztes noch wurden alle nötigen Papiere unterzeichnet, sie machten einen Banktermin und Heiner begann, sich um Essen auf Rädern und Pflege zu kümmern. Wöchentlich ging er zu ihr, kaufte ein, sortierte die Post, organisierte die Medikamente, las ihr vor.

Einige Wochen vergingen und es sah so aus, als ob die Krankheit sich nicht verschlechtern würde. Doch dann fand er sie bei einem seiner wöchentlichen Besuche verwirrt vor.

Ihre Medikamente und auch die von ihm organisierten Mahlzeiten waren seit Tagen unangetastet geblieben.

Sie sprach zusammenhanglos, ein Blick in den Kühlschrank zeigte ihm, dass sie weder gegessen noch viel getrunken hatte. Sogar ihre Lieblingsschokolade lag ungeöffnet auf dem Wohnzimmertisch. Sie hatte abermals an Gewicht verloren, ihr Gesicht war fahl und sie schien nicht genau zu wissen, wer er war. Heiner rief die Ambulanz und nach einem zweiwöchigen Aufenthalt in der Klinik trug man ihm an, seine nunmehr schwer an Demenz leidende Schwester in einem Pflegeheim unterzubringen. Sie könne sich unmöglich länger allein in ihrer Wohnung versorgen, war das Fazit der Ärzte. Seither waren zwei Wochen vergangen, in denen er gemeinsam mit Martina, seiner Frau, die wichtigsten Sachen für Hilde zusammengesucht hatte, um ihr den Aufenthalt im Heim so angenehm wie möglich zu machen. Nun war es an der Zeit, die Wohnung aufzulösen.

All das belastete ihn schwer, denn seine Schwester und er hatten leider wenig Kontakt zueinander gehabt. Obwohl sie in derselben Stadt lebten, sahen sie sich nur an Geburtstagen oder manchmal zufällig beim Einkaufen. Dann beschränkte sich das Gespräch oft auf ein »Hallo« und »Wie geht's?«. Tiefsinnig oder wirklich interessiert war keine ihrer Unterhaltungen je gewesen. Und so waren auch in diesem letzten Jahr einige Monate vergangen, in denen sie sich nicht gesehen, nicht einmal ein Telefonat geführt hatten. Von außen betrachtet könnte man meinen, sie

wären allenfalls Bekannte, aber nicht verwandt miteinander. Ein inniges Bruder-Schwester-Verhältnis, das sich sein Vater Paul für ihn und Hilde so sehr gewünscht hatte, wollte sich zeitlebens nicht einstellen. Zu verschieden waren sie. Hart wie die Mutter war die Schwester, unnachgiebig, verschlossen und etwas zu fantasielos für seinen Geschmack. Geheiratet hatte sie nie, auch nie nur eine Woche mit jemandem zusammengelebt. Denn eine feste Bindung, die Verantwortung und auch Abhängigkeit bedeutet hätte, wäre für sie nicht in Frage gekommen. Selbst gegen Kinder hatte sie sich entschieden. Anschluss an seine Familie, an Martina, Lisa und Robert, wollte sie nicht. Nie brachte sie sich irgendwie mit ein.

Heiners Kinder, ihre Nichte und der Neffe, hatten wie sie viele Jahre im roten Backsteinhaus gelebt. Eine Bindung war dennoch nicht entstanden. Geburtstage und Weihnachten übergang sie, Geschenke für die Kinder gab es keine. Gemeinsam etwas mit der Familie zu unternehmen, dazu hatte seine Schwester nie Lust gehabt. Bot nie auch nur eine Fahrt mit ihrem Auto an. Den Kindern hätte das sicher viel Spaß gemacht.

Er selbst konnte sich seinen Trabant erst sehr viel später als seine Schwester leisten. Immerhin war Heiner Familienvater und musste mit einem wahrhaft nicht üppigen Lehrergehalt eine vierköpfige Familie durchbringen. Auf ein Auto zu sparen, hatte für ihn dementsprechend viel länger gedauert.

Obwohl sie in ihrem gemeinsamen Elternhaus, eben

diesem Mietshaus hier, viele Jahre auf der gleichen Etage gelebt hatten, war ihr Verhältnis zueinander wie das von zufällig nebeneinander lebenden Fremden. Man glaubte zu wissen, dass sie ein zurückgezogenes Leben führte, aber genau wusste man es nicht. Welche Menschen waren ihr wichtig? Hatte sie Wünsche, was erlebte sie auf ihren vielen Reisen? Nie wurde darüber gesprochen. Sie erzählte nichts, er fragte nichts.

Es schauderte Heiner, wenn er daran dachte, was wohl geschehen wäre, hätte er sich nicht durchgesetzt und den Termin mit dem Hausarzt vereinbart. Seine Schwester hatte sich anfangs dagegen gesträubt. Nun war sie im Heim und soweit man das nach wenigen Tagen sagen konnte, hatte sich ihr Allgemeinzustand bereits gebessert. Sie schien sich wohlfühlen. Durch die Betreuung war die Medikamenteneinnahme kontrolliert, sie war ruhiger, aß regelmäßig und nahm auch schon an Gruppenveranstaltungen teil. Bei seinem letzten Besuch hatte sie ihn zwar erst nicht erkannt, aber als er sich ihr dann vorgestellt hatte, waren ganz schnell sehr viele Erinnerungen an ihre gemeinsame Kindheit bei ihr hochgekommen. Sie sprach in fast mädchenhafter Art und Weise von Mutti und Vati, erwähnte Menschen und Begebenheiten, die er selbst fast schon vergessen hatte. Dann wieder stutzte sie, verfiel in minutenlanges Schweigen und fragte ihn wieder, wer er sei und wohin ihr Bruder gegangen sei.

Die Erinnerung an diesen Besuch ließ ihn frösteln. Zu sehr

bohrte sich die Angst in seinen Kopf, dass auch ihm ein solches Schicksal beschieden sein könnte.

Als Heiner in die Wohnung kam, bemühte sich Sascha gerade erneut, das Feuer im Kachelofen in Gang zu setzen. Seine Schwester hatte auch dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung noch immer kein Bad oder eine Zentralheizung installieren lassen. Dabei ging es ihr finanziell nicht schlecht, wie ihm ein Blick in ihre Bankunterlagen gezeigt hatte. Heiner traf eine Entscheidung.

»Lass uns gehen, Sascha. Selbst wenn wir das Feuer anbekommen, dauert es eine Stunde, bis der Raum warm wird«, meinte er und schlug vor, am Morgen gemeinsam mit seiner Frau Martina und einem elektrischen Heizgerät zurückzukommen, um die restlichen Dokumente und Habseligkeiten so schnell wie möglich gemeinsam zu sortieren.

Sascha stimmte ihm nickend zu. Sie leinte den Hund an, dann gingen sie aus der Wohnung, hielten es nicht für nötig, abzuschließen, und verließen das Haus durch die imposante Haustür, deren Farbanstrich an vielen Stellen absplitterte.

Wie vergänglich doch alles ist, dachte Heiner melancholisch. Die Straßenlaternen tauchten die kurze, ihm so vertraute Straße schon in ein milchiges Licht, in dem die letzten Sonnenstrahlen vergeblich versuchten, Fuß zu fassen, als Heiner und seine Enkelin auf den Bürgersteig traten.

Und da stand auch Hildes Auto. *Was soll ich wohl damit machen?* Viele solcher praktischen Gedanken bewegten Heiner in dieser Stunde und doch hatte er auch die Papiere in seiner Jackentasche nicht vergessen. Er würde sie heute Abend lesen, wenn Ruhe eingekehrt war.

ES WAR DOCH ERST DER ANFANG ...

Pöhl, Vogtland, 10. April 1945 - Elsa

Mein lieber guter Paul,

es ist ein herrlicher Frühlingstag heute, aber grausam und schrecklich für uns hier im Herzen Deutschlands. Wir erleben das, was die Vielen vor uns erlebt haben und auch nach uns erleben werden.

Es ist eine sehr große Frage, ob Du meine Briefe überhaupt erhältst. Ich bin mir darüber vollkommen im Klaren und mache mir gar nichts vor. Wie soll das da hinauf zu Euch kommen?

Aber trotzdem muss ich doch schreiben, muss mit Dir reden und Dir erzählen.

Ob Ihr den Wehrmachtsbericht jeden Tag zu hören bekommt? Wie oft ist Plauen jetzt schon genannt worden? Seit ein paar Wochen sind die Eltern bei mir. Bei all den Angriffen ist das Haus in Plauen in den Mauern stehen geblieben, aber Fenster und Türen sind hin. Schon lange kein Licht, kein Wasser. Um uns herum eingestürzte Häuser, Bombentrichter. Täglich hier bei uns Tiefflieger, die die Bahn usw. beschießen. Völkerwanderung der Obdachlosen täglich, sowie von und nach den Bahnhöfen, der anderen kleineren Orte. Ich schreibe tatsächlich keine

Ortsnamen, denn Du wirst Dir das alles auch so vorstellen können.

Gestern Abend um 11 Uhr war der schlimmste Terrorangriff nach dem im Februar, wir dachten der Untergang ist da. Wir sind noch alle gesund. Ich bin fest und ruhig, es nützt alles nichts, aber furchtbar ist es, wenn man das so an sich vorbeigehen lassen muss. Das Häusel wackelt und man kann seinem Schicksal nicht entgehen.

Ich denke immer an Dich, wenn wir in Gefahr sind. Die Front rückt immer näher, man will es einfach nicht fassen, aber eines Tages wird es doch so weit sein. Was die Kinder jetzt miterleben. Heiner ist laut und aufgebracht, ich muss ihn immer dämpfen. Sie parieren schlecht, hören mir nicht aufs Wort und so muss ich noch immer ganz energisch werden und aufbrausen. Warum?, denke ich manchmal. Wenn man wüsste, wo unser Ziel gesteckt ist, würde man ihnen alles noch gewähren, aber so weit darf man sich gar nicht gehen lassen.

Hart muss man werden, unsagbar hart. Wenn ich Dich doch nur in der Nähe wüsste. Die Gedanken hetzen einander und bald redet man sich das ein und dann was anderes. Einen alten Brief erhielt ich von Dir vor ein paar Tagen. Ich freue mich über jede geschriebene Zeile von Dir, wenn sie auch alt ist. Sie spricht Dir aus dem Herzen und wie Du mit heißer Liebe an uns denkst. Herzelt, vielleicht gibt es doch noch eine Rettung, dass wir uns je wiedersehen. Solange das letzte Wort nicht gesprochen

ist, will man noch ein Fünkchen Hoffnung glimmen lassen.

Ich denke immer, Vati hatte doch in allen Lebenslagen Glück. So sollte es doch auch weiterhin bei Dir bleiben. Den Lebensmut sollte man doch nie aufgeben.

Am 9.4. erhielt ich einen Brief von Dir, Nr. 23 vom 3.3.45. Ihr wartet täglich auf ein Postschiff. Ob überhaupt wieder eines angekommen ist? Du schreibst, dass Du in Ermangelung neuer Briefe alte Briefe gelesen hast und wie Du dabei in unserer Mitte bist, in der Heimatstadt Deines Herzens und Deiner Sehnsucht. In treuer Liebe bist Du bei mir, immer und das wird es sein, dass mir Kraft gibt und mich so stark macht. Im Bilde bist Du um mich, Deine geliebten Züge, von denen ich mich nicht trennen möchte. Ich liebe Dich so heiß. Es war doch erst der Anfang und sollte doch ein ganzes Leben ausfüllen, ohne zu versiegen an Treue und Güte.

Ich schreibe nochmal die Päckchennummern, die bis jetzt angekommen sind. Nummer 1,5,6,7. Vor Tagen haben die Kinder Himmelschlüsselchen gepflückt und sie haben auch Deine Bilder geschmückt.

Jetzt kann man aber gar nicht mehr hinaus, nachmittags kreisen dauernd die Flieger und man müsste immer in Deckung gehen.

Vater hat mein ganzes Holz gehackt. Dann holen sie auch immer wieder Reisig aus dem Wald und das verbrennen wir dann gleich.

Gestern früh war ich nochmal in der Stadtwohnung. Ich nehme immer wieder Verschiedenes mit runter. Einen

Hasen, der in drei Tagen sicher Junge bekommt, habe ich dieses Mal mitgebracht. Der zweite hat 6 Junge und ist noch drin. Vater war heute früh drin. Einmal wollen wir noch rein, wissen aber noch nicht wann. Unser früherer Garten ist vernichtet, Georgs Häusel mit Hasen usw. ist hin. Seit gestern ist hier keine Schule mehr, in der Stadt ist schon lange keine Schule mehr.

In einem Brief Nr. 24 vom 12.3., es ist der letztgeschriebene von Dir und mir besonders wertvoll, denn ich halte mich an Deine Meinungen und Stellungnahmen, da teilst Du mir mit, dass Du das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern bekommen hast. Ja, ich kenne meinen Schatz und bin stolz auf ihn und weiß auch, dass er beinahe vergisst, so etwas seinem Frauchen zu schreiben. Wenn ich könnte, würde ich Dich mit Lorbeeren schmücken.

Nun wünsche ich mir, dass mich neue Post von Dir erreicht und dass Du vor allen Dingen auch bald etwas von mir erhältst. Ich halte mich tapfer und aufrecht und wirke beruhigend auf meine Umgebung. Bleibe Du uns gesund und nahe. In Liebe und Zärtlichkeit

Deine Ettel mit den geliebten Kindern.

Plauen, 3. April 2019 - Heiners Wohnung

Heiner legte die Papiere behutsam aus der Hand und stand leise auf, penibel darauf bedacht, seine Frau nicht zu wecken. Im Bad angekommen, schüttelte ihn ein Weinkrampf. Erst schnürte es ihm den Hals zu und er

fürchtete, keine Luft zu bekommen, dann wanderte ein heftiges Pulsieren über seine Brust in seinen Magen, der sich sogleich heftig zusammenzog. Schnell öffnete er den Deckel der Toilette und als seine Beine nachgaben, kauerte er sich davor.

Beide Arme umfassten die Keramikschüssel, aber es kam nicht zum Äußersten. Als die Spannung in seinem Körper langsam abnahm, er sank in die Knie, dann nach links auf die Badematte und weinte lautlos. Wie er so dalag, fühlte er sich buchstäblich wie das so oft beschriebene Häufchen Elend und er musste an sich halten, um nicht laut zu schluchzen.

Ging es um seine Eltern, die Kriegserlebnisse der Familie, verlor er, je älter er wurde, immer leichter die Beherrschung, so stark war das Gefühl von Verlust, das er noch immer empfand. So sehr wünschte er sich, mit Vater und Mutter zu reden, sein Leben mit ihnen teilen zu können. Wünschte sich, er könnte sie um Rat fragen. Sogar heute, zig Jahrzehnte später noch, rollten Tränen unaufhaltsam seine Wangen hinunter.

Was seine Mutter da in diesem Brief und den anderen sehr persönlichen Tagebuchaufzeichnungen im Detail beschrieben hatte, war neu für ihn. Sie schüttete dem Vater ihr Herz aus, zeigte sich verwundbar, verletzt, verlassen, und ihre Gedanken und Gefühle bewegten ihn sehr. So wie es aussah, hatte sie den Brief nie abgeschickt, wusste im April 1945 wahrscheinlich nicht einmal, wohin sie ihn hätte schicken sollen.

Er konnte sich nicht daran erinnern, dass die Mutter solche Gedanken je laut ausgesprochen hätte. Er wusste, dass sie in Kriegstagen selten ruhig mit ihm und der Schwester zusammengesessen oder ihnen Geschichten erzählt hätte. Außer an den Feiertagen vielleicht, da hatte sie ihnen vorgelesen, hatte draußen mit ihnen gespielt und sich Zeit für sie genommen.

Aber an den anderen Tagen im Jahr funktionierte sie, musste sie im Krieg allein für zwei Kinder und die Großeltern sorgen, ohne Beruf, ohne Mann und ohne die Brüder, die hätten helfen können.

Nach dem Krieg waren die Stunden, die seine Eltern mit der Vergangenheit verbringen wollten, rar gesät. So gut wie nie hörte er sie von den Kriegsjahren sprechen, selten nahm ihn der Vater mit auf eine Reise in seine Erinnerungen. Umso kostbarer waren die wenigen Details, die er erzählte.

Die ersten zehn Jahre seines Lebens musste Heiner ohne seinen Vater auskommen, gab es lediglich die Erzählungen der Mutter oder Bilder in Fotoalben von ihm. Er erschuf sich sein eigenes Bild von dem Mann, den er vermisste, ohne ihn zu kennen. Seine emotionale Bindung an ihn blieb ein Leben lang stark und ungetrübt. Obwohl er ihn als Kind nur zweimal gesehen hatte, war er in seinen Träumen doch immer bei ihm. Ihre Bilder von den Vätern verklärten sich, je länger er und sein Jugendfreund Franz von den abwesenden Vätern träumen mussten. Und so entstand früh das Idealbild eines Mannes, der später hohen